

Peter H. Jamin

Der Sieg der Taube

Roman

Grupello

DAS AUGEN LIEST MIT – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie uns im Internet unter: **www.grupello.de**
Hier finden Sie umfangreiche Leseproben zu allen unseren Büchern, Veranstaltungshinweise und Besprechungen.

Ich danke für die Unterstützung ...

... Bruni und Stefan Gebauer-Huys, Karin und Burkhard Gellesch, Ilka Göbel, Oliver Hohengarten, Werner Kister, Thomas Klefisch, Yelka und Michael Lentz, Kathrin Lenzer, Edeltraut Plug, Jens Prüss, Jürgen Schneider, Jürgen Spreemann und Familie, Reinhild Verburg-Köhler und vielen Freunden und Fremden für Hinweise, Anregungen und Informationen.

Für Mone und Kato

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Jamin, Peter H.:

Der Sieg der Taube : Roman

– 1. Aufl. – Düsseldorf : Grupello Verlag, 2001

ISBN 3-933749-54-9

1. Auflage 2001

© by Grupello Verlag

Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf

Tel.: 0211-491 25 58 · Fax: 0211-498 01 83

Umschlaggestaltung: Thomas Klefisch

Druck: Müller, Grevenbroich

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-933749-54-9

DER ABSCHIED

Das Mädchen zog hastig ein Höschen und noch ein Höschen und ein weiteres Höschen und darüber Hemdchen für Hemdchen an, und über die Unterkleider streifte es einen blauen Trainingsanzug, darüber einen Pullover, der ihm fast bis zu den Knien reichte, und schließlich schlüpfte es in ein weites, weißes Nachthemd, das die Kleiderfülle bedeckte und dessen Saum bei jedem Schritt über den Holzboden strich; so verummmt legte sich das Mädchen in sein Bett und zog die Daunendecke bis unter das Kinn.

Draußen blies der Wind vom Rhein her über die Deiche. Er wirbelte durch die Gassen von Kaiserswerth und rund um das Haus und zwängte sich durch die Ritzen des alten Holzfensters bis in das Zimmer des Mädchens. Ein Bulle auf der Weide schlug mit den Hörnern gegen den Zaun und schnaubte. Das Horn scheuerte über Holz, und das Geräusch wehte, zerrissen vom Wind, bis zu den Häusern.

Das Mädchen faltete unter der Decke seine Hände zu einem Nachtgebet. »Lieber Gott, heute nicht! Bitte nicht.«

Es schaltete die Nachttischlampe aus und kuschelte sich, die Arme um die Knie geschlungen, unter der Daunendecke.

Es war schon fast eingeschlafen und die ersten Traumgestalten verbeugten sich, als es am Fenster klopfte. Es schreckte hoch und blickte mit weitaufgerissenen Augen zur Tür. Erst als es noch einmal an der Fensterscheibe klopfte, sprang es aus dem Bett, lief zum Fenster und schob vorsichtig die Gardine einen Spalt zur Seite. Im Schein der Straßenlaterne stand ein Junge auf einer Leiter vor dem Fenster und lugte in die Dunkelheit des Zimmers. Eine schwächliche Gestalt. Der Wind zerrte an seinen Kleidern und den langen schwarzen Haaren. Die Pappeln hinter ihm rauschten im Sturm wie zitterndes Silberpapier.

Das Mädchen öffnete das Fenster. »Was willst du hier, Miguel?«

»Laß mich rein.«

»Nein!«

»Laß mich rein, Nena. Ich muß mit dir sprechen, und ich friere so.«

»Ich friere abends immer. Was willst du?«

»Wir gehen aus Düsseldorf weg. Gleich morgen früh. Nach Spanien. Meine Mutter hat's mir grad' gesagt.«

Ein Windstoß, feucht und kalt, wehte über den Kopf des Jungen ins Zimmer, und Nena schreckte zurück. Miguel kletterte schnell die Leiter weiter hoch. Er beugte sich über die Fensterbank, rutschte Hände und Kopf voran auf den Boden und machte noch im Fallen eine Rolle vorwärts. Dann stand er vor ihrem Bett.

»Du darfst hier nicht sein. Bitte!« flehte Nena. Sie sah ängstlich zur Tür. »Jungen dürfen nicht in die Zimmer von Mädchen.«

»Ich geh' doch gleich wieder. Will dir doch nur Wiederseh'n sagen!«

»Wieso?«

»Wir verlassen Düsseldorf ...«

»Ihr geht?«

»Fort. Für immer.«

Erst jetzt verstand Nena, warum ihr Freund gekommen war. »Oh Miguel«, flüsterte sie sanft und streichelte über das Gesicht des kleinen Jungen, der immer wieder »Nena, Nena, kleines Mädchen« stammelte, und schließlich sein Gesicht an ihren Hals schmiegte.

Dann stockte er. »Du bist so weich. Was hast du denn alles an?« fragte er neugierig, und tastete über ihr Nachthemd.

»Laß mich!« Sie löste sich aus der Umarmung.

Er betrachtete sie. »Wie du aussiehst ...«

»Ich friere eben.«

»Habt ihr keine Heizung?«

»Doch. – Wann kommst du zurück?«

»Weiß nicht. Vater hat Arbeit gefunden. Er muß aber sofort hinkommen. Wir wohnen erst beim Onkel.«

»Wo in Spanien?«

»Is'n kleiner Ort. Irgendwo an der Küste. Wir sind morgen den ganzen Tag unterwegs, sagt Vater.«

Sie flüsternten miteinander. Sprachen über gemeinsame Erlebnisse und die Hoffnung, sich bald wiederzusehen. Manchmal schwiegen sie und lauschten zur Tür hinüber. »Freust du dich?« fragte sie.

»Ich würde so gern hierbleiben. Bei dir. Aber Mutter sagt, daß es besser für uns ist. Vor allem für Vater. Er hatte so lange keine Arbeit.« Miguel stockte einen Moment, dann sagte er noch leiser als vorher: »Ich hab' dich so gern.«

Nena drückte Miguel, der etwas kleiner war als sie, wieder an sich. So konnte er nicht sehen, daß sie weinte.

Plötzlich hörten sie Schritte auf der Treppe. Der Junge schreckte hoch.

»Wer kommt da?«

»Mein Vater!! Verschwinde! Schnell!«

Miguel wandte sich zum Fenster, das noch immer geöffnet war. Da fiel ihm ein, daß er sich noch nicht von seiner Freundin verabschiedet hatte. Er drehte sich um und küßte Nena auf die Backe. »Ich denke immer an dich.«

»Schnell! Geh schon.«

»Ich würd' so gern bleiben.«

Jetzt waren die Schritte fast an der Tür. Die Kinder sahen sich entsetzt an. Nena blickte sich im Raum um. Sie sah ihr Bett. Daneben der kleine Schreibtisch, auf dem die Schulhefte für die Hausaufgaben lagen. Dann die Kommode, in der die Wäsche aufbewahrt wurde. Keine guten Verstecke.

»In den Schrank. Schnell.«

Nena schubste den Jungen in das Dunkel zwischen ihrem weißen Kommunionkleid und dem Hochzeitskleid der Mutter.

»Was machst du da?«

Nena fuhr herum. Die grelle Deckenbeleuchtung ging an. Ihr Vater stand im Türrahmen. Mit einer Hand hielt er die Hose seines Schlafanzugs. Die Jacke war ihm zu klein und die roten Querstreifen spannten wie ein Absperrgitter über seinem Bauch. Er sah sich im Zimmer um. Er stand so nah vor dem Schrank, daß er den kleinen Jungen darin eigentlich hätte riechen müssen. Seine Nase schnüffelte in der Luft. Der Geruch seiner Tochter, die wie die meisten Mädchen abends nach Seife und der Hautcreme der Mutter duftete, hatte sich mit etwas gemischt, das er nicht kannte.

»Hast du dich nicht gewaschen?«

In diesem Moment wehte ein Windstoß durch das Fenster, und während er hinging und die Fensterflügel schloß, fuhr er das Mädchen grimmig an: »Warum bist du noch nicht im Bett?«

Nena beobachtete ihren Vater ängstlich. Da hatte sie eine Idee.

Mit einem Ruck zog sie das Hochzeitskleid der Mutter aus dem Schrank und schob dabei die Schranktür ein wenig mehr zu. Mit dem Packen aus weißem Tüll und Seide unter dem Arm ging sie zu ihrem Bett.

Miguel beobachtete sie durch einen schmalen Spalt neben der Schranktür. Mit zitternden Händen füllte er die Lücke, die das Hochzeitskleid hinterlassen hatte, mit anderen Kleidungsstücken. In einer weniger bedrohlichen Situation hätte er sich hier wohlfühlen können. Es roch so vertraut nach Nena.

Jetzt wäre es ihm lieber gewesen, die Schranktür wäre fest verschlossen, und er hätte sich im Dunkel verstecken können. Er hatte Angst, fühlte sich wie ein Fisch im Käscher und traute sich nicht, sich zu bewegen. Er sah nur einen Ausschnitt des Zimmers, das Bett und Nena mit dem Hochzeitskleid im Arm. Ihren Vater konnte er nicht sehen. Er hörte nur seine rauhe Stimme, die einmal so gefährlich nah klang, als würde er jeden Moment die Kleider zur Seite reißen und ihn aus dem Dunkel hinaus in den Raum zerren.

Ein Schatten fiel auf den Türspalt, und nun sah er den mächtigen Rücken des Mannes, der sich dem Bett näherte. Miguel spürte ein Kribbeln auf den Lippen, sein Herzschlag beschleunigte, wurde lauter und lauter, und das Pumpen und Tuckern in seinen Adern dröhnte in den Ohren.

»Papa. Es geht mir nicht gut. Heute nicht. Bitte. Heute bitte nicht.«

»Was willst du mit dem Kleid?«

»Ich hab's mir nur angesehen.«

»Zieh's an.«

Miguel ahnte, daß da etwas Böses passierte. Nena stand neben dem Bett. Hastig zog sie das viel zu große Kleid über den Kopf. Als ihr Gesicht wieder zum Vorschein kam, war es rot angelaufen.

»Tu' dir doch nichts, mein Puppi«, schmeichelte der Vater und drückte Nena mit einer Hand auf das Bett, als würde er

ein Schaf zum Scheren in die richtige Stellung bringen. »Wenn es dir nicht gut geht, tröste ich dich.«

»Laß mich schlafen. Bitte.«

»Ich laß' dich doch schlafen, mein kleines Puppi«, flüsterte der Vater und lächelte sie an. Er strich Nena zärtlich über den Kopf. Sie duckte sich. Miguel spürte, wie sich sein Körper verkrampfte. Die Schleife des roten Kleids neben seinem Gesicht kitzelte ihn. Er wagte nicht, sich zu kratzen.

Was passierte da mit Nena? Der Vater schob die Daunen-
decke zur Seite, unter die sie sich inzwischen verkrochen hatte. Er streichelte über den mit den vielen Kleidungsstücken bedeckten Körper, der wie ein Embryo zusammengerollt vor ihm lag.

»Sei nicht so steif. Beweg dich! Sei meine kleine Frau. Sei meine Braut im Hochzeitskleid.«

Er nestelte am Unterteil des Hochzeitskleides.

»Nun mach' schon!«

Sie rührte sich nicht. Er schob das Stoffgewölbe zur Seite.

»Verdammt!«

Unwillig riß er an dem Nachthemd, zerrte an dem Pullover und dann an dem Trainingsanzug.

»Hast du schon wieder dieses Zeug an?«

Miguels Lippen zitterten, als erhielten sie kleine Stromstöße.

»Puppi, zieh das Zeug aus! Verdammt!« polterte die Stimme des Vaters.

»Bitte, Vati. Nicht heute. Nein.«

Für einen Moment sah es so aus, als wollte er ihr über das Gesicht streicheln. Sie schloß die Augen. Die Hand schlug kurz, ganz kurz zu. Nenas Kopf schleuderte zur Seite. Der Haarkranz löste sich und die dunkelbraunen Haare fielen ihr ins Gesicht. Miguel wurde es schwindelig.

Der Vater schob die Beine von Nena auseinander. Er riß ihr die Trainingshose vom Körper. Dann flog ein Höschen und noch ein Höschen und noch eins gegen die Schranktür. Sie blieben nur wenige Zentimeter von Miguels Füßen entfernt auf dem Boden liegen.

»Nein!!!« wimmerte Nena. »Bitte!!!«

Miguel sah ihren Blick. Die Tränen in ihren Augen. Die großen Augen. Augen voller Angst. Er versteckte sein Gesicht in den Händen, preßte seine Augenlider fest zusammen und

schluckte und schluckte, als könnte er Angst und Ekel und Panik herunterwürgen.

»Vater unser, der du bist im Himmel ... Vater unser, der du bist im Himmel ... Vater unser, der du bist im Himmel ...«, murmelte er.

Er hatte den restlichen Text des Gebets vergessen. Flüsterte immer nur die eine Zeile: »... Vater unser, der du bist im Himmel ...« Schneller. Schneller. Immer schneller bis ihm schwindelig wurde und die wenigen Worte durch seinen Kopf rasten wie Raketen und ihn alles andere vergessen ließen.

Dann hörte er ein unruhiges Rascheln, ein leises Wimmern und hastiges Atmen. Und das Knarren von Holz. Ein monotones Knarren. Es war ihm, als würde das Holz aufstöhnen. Immer wieder und immer lauter.

»Mein Mädchen ... du bist mein Mädchen ...« Die Worte des Vaters klangen mehr wie ein Stöhnen: »Meine Frau ... in Deinem schönen Hochzeitskleid ... du hast es für mich angezogen ... meine liebe, kleine Frau ... oh meine liebe Liebe ... ich liebe dich.«

Unten im Haus knallte laut eine Tür. Miguel erschrak. Kam jetzt die Mutter hoch? Würde sie Nena helfen? Doch da war wieder nur das Knarren und das Hecheln und das Atmen des Vaters.

Miguel lugte durch den Türspalt zum Bett. Ein dicker, weißer Hintern hob und senkte sich in gleichmäßigen Bewegungen in diesem Berg aus Kleidungsstücken und Daunenfedern. Nenas Gesicht schaute unter der Armbeuge des Vaters hervor.

Sie blickte in seine Richtung. Es schien ihm, als sähe sie ihn an. Stumpf. Kalt. Leer der Blick. Er wollte sich abwenden, doch wie hypnotisiert starrte er in die Augen der Freundin, als könnte er ihr dadurch den Schmerz erleichtern. Er war unfähig, sich zu bewegen. Er wollte ihr helfen, herausstürmen aus seinem Versteck, den Mann aus dem Bett reißen und ihn niederschlagen, Nena an sich drücken und dann mit ihr durch das Fenster steigen und fortlaufen. Ganz weit fort. Ganz weit!

Dann ein Schrei! Es klang wie ein langgezogenes »Ahhh«, wie es der Arzt von ihm verlangte, wenn er Halsschmerzen hatte und ihm in den Mund sah. Dieses »Ahhh« war jedoch wilder und lauter. Draußen vor dem Haus rief jemand wütend »Ruhe!«, und irgendwo in der Nachbarschaft wurde laut ein Fenster zugeschlagen.

»Schnauze«, fluchte Nenas Vater. Miguel beobachtete, wie sich der Hintern erhob und aus seinem Blickfeld verschwand. Dann quietschte die Türangel und schlurfend entfernten sich seine Schritte auf der Treppe.

Miguel wußte nicht, was er tun sollte. Nena lag noch immer im Bett, halb unter dem Bettzeug begraben. Sie starrte zu ihm herüber. Es dauerte lange, bis sich ihr Blick entspannte. Mit matten Bewegungen schob sie das Hochzeitskleid über ihre nackten Hüften herunter, streckte die dünnen Beinchen aus dem Bett und stand vorsichtig auf. Mit unsicheren Schritten kam sie auf den Schrank zu, dabei schleifte der Stoff des Hochzeitskleides wie eine Schleppe hinter ihr her. Sie griff in den Schrank und schob die Kleider zur Seite. Dann zog sie den Jungen aus seinem Versteck. Sie sah das Blut auf seinem Hemd und dann seine blutenden Lippen. Ohne ein Wort zu sagen, schob sie Miguel vor sich her zum Fenster, öffnete es, drängte ihn über die Fensterbank und auf die Leiter.

Miguel wollte etwas sagen. Doch es kam nur ein unverständliches Krächzen über seine Lippen. Er kletterte die Stufen der Leiter hinab. Keine Sekunde ließ er den Blick von ihr. Erst als er unten angekommen war, wandte er sich ab, stieß die Leiter zur Seite ins Gras und rannte durch die nur spärlich beleuchtete Gasse hinunter, ohne sich noch einmal umzudrehen. Nena sah ihm nach. Sie starrte auf die Schattenrisse einer hellen Nacht und kaute auf ihren Fingerkuppen, die keine Nägel mehr hatten.

DREISSIG JAHRE SPÄTER

»Vielleicht sollten alle Priester mal als Bergleute arbeiten. Das hilft, Versuchungen zu widerstehen,« sagte Padre Pedro, »Schweiß stärkt den Geist.«

Er saß in der Wohnhalle des Pfarrhauses der Gemeinde St. Maria del Carmen in Dolorosa, sprach mit dem lieben Gott und wippte mit dem Schaukelstuhl vor und zurück. Durch die großen Glasfenster der Eingangstür sah er hinaus in die Gasse. Er beobachtete die Passanten, wohlwissend, daß er im Dunkel der Halle nicht zu sehen war.

»Da ist Maria Pontez. Sie trägt immer noch die kürzesten Miniröcke im Dorf. Ich habe versucht, ihr klarzumachen, daß sie die Männer an der Plaza verrückt macht. Ich glaube, sie will gerade das. Und wenn ich ehrlich bin: Ich sehe ihre schöne Beine sehr gerne.«

Pedro lächelte verlegen, als hätte er etwas Verbotenes gesagt.

»Shirley Mac Laine hat mal gesagt, das Fernsehen sorge dafür, daß man in seinem Wohnzimmer von Leuten unterhalten wird, die man nie nach Hause einladen würde. Mein Fernseher ist das Fenster zur Straße.«

Er faltete die Hände in seinem Schoß und gab dem Schaukelstuhl einen Schubs. Bei jeder Bewegung wehte sein tief-schwarzes Haar, das ihm bis auf die Schultern reichte, wie ein Vorhang hin und her.

»Manchmal frage ich mich, Padre, wie lange Sie es noch in ihrer Höhle aushalten!? Vielleicht ist es ja gar nicht der Schatz, den Sie suchen. Sondern etwas, das vor ihnen und in ihnen selbst verborgen geblieben ist. Es gibt ja Geheimnisse, die sind so unaussprechlich, daß sich selbst Menschen, die ungeheuer intim miteinander sind, nicht wagen, sie dem anderen anzuvertrauen. Wie sieht ihr Geheimnis aus, Padre José? Jeden Tag steigen Sie hinab und graben. Graben und graben. Stundenlang.«

Das Geräusch, ein Krachen und Schleifen wie es beim Einschlagen einer Schaufel in Erdreich entsteht, wurde lauter.

»Sie müssen aufpassen, daß Sie nicht die Beziehung zur Welt hier oben verlieren. Wir Priester sind ohnehin gefährdet, das Leben auf Erden schon zu Lebzeiten zu verlieren. Wir denken zuviel an unseren Chef, den da oben und an das Leben danach. Und Sie graben sich auch noch durch die Vergangenheit unserer Kirche!«

Die Geräusche kamen aus einem Loch im Boden der Halle. Eine grüne Couch war von ihrem Platz an der Wand neben dem Fenster zur Seite geschoben worden. Aus einem mit dunklem Holz eingefassten Einstieg, gerade so groß, daß ein Mann hindurch paßte, leuchtete der schwache Schein einer Lampe.

Das Wohnzimmer, in der Padre Pedro saß, glich einer kleinen Kapelle. An der Decke, in sechs Metern Höhe, bildeten braune Holzbalken ein symmetrisches Muster. Sie waren so hoch, daß sich jeder Besucher zwangsläufig fragen mußte, wie wohl die Birne in der Deckenleuchte problemlos ausgewechselt werden könnte. Neben einer zweiten Couch in Türnähe stand eine Stehlampe mit einem roten Schirm, deren warmes Licht einen Kreis auf den Boden zeichnete. Der Fußboden bestand aus Kieselsteinen, die zu Kreisen und Bögen und anderen Mustern zusammengefügt waren.

»Ah, der Weinhändler. Seine Geschäfte laufen schlecht, habe ich gehört. Und da kommt Pedro Gonzales, der Bettler. Erzählt neuerdings, daß sein Vater Millionär in Deutschland ist.«

Der Priester blickte über seine Schulter zu der Jesusfigur hoch, die an der Wand neben dem Ausgang zur Treppe hing. »Immerhin beichtet er seine Lügen regelmäßig, Herr! Und da kommt auch Isabella. Wie jeden Abend. Sie geht fremd. Das ganze Dorf weiß es, nur der eigene Mann nicht. Sie beichtet übrigens nicht.«

Das Geräusch der Schaufel verstummte. Der Priester drehte den Kopf zur Seite und lauschte. »Keine Kraft mehr? Gerade zwei Stunden bei der Arbeit, und schon legen Sie Hacke und Schaufel zur Seite? Wie soll die Kirche dabei reich werden?«

Er erhielt keine Antwort.

»Wer hätte das gedacht. Ein Schatz unter dem Pfarrhaus. Jahrhunderte hat dieses Haus sein Geheimnis bewahrt. Hat seinen Dienst getan als Wohnhaus und Olivenöllager. Es ist ein schönes

Gefühl, zu wissen, daß in dieser Halle früher Menschen ein- und ausgegangen sind, um Geschäfte miteinander zu machen. Heute gibt's hier ja kein Leben mehr, oder? Hat es ihnen nicht Leid getan, die alten Kacheln am Öltank aufzuschlagen, um den Tunnel zu graben? Ist es ihnen nicht vorgekommen, als würden Sie das Haus am offenen Herzen operieren? Sie wollen dem Haus sein Geheimnis entreißen. Padre José! Ich frage mich, ob es wirklich richtig ist, den Schatz zu heben? Gut, mit dem Geld werden wir vielleicht die Kathedrale renovieren können. Und Sie werden Geld nach Rom schicken. Aber was, wenn ihre verstaubten Dokumente nur Lügengespinste sind? Wenn der Schatz unter dem Nachbarhaus liegt? Werden Sie dann Bescheid geben, daß der Griesgram von nebenan auf einer Goldader sitzt?«

Padre Pedro dachte darüber nach, welche Strapazen sein alter Kollege auf sich nahm, um Geld für die Renovierung der Kirche zu finden. Manchmal fragte er sich allerdings, ob es nicht doch einen anderen Grund als eine weltliche Leidenschaft gab? Vielleicht war es nur simple Goldgräberstimmung, die den Priester zwischen den Messen und Beichten, Beerdigungen und Kommunionunterricht und den Hausbesuchen bei Sterbenden, Armen oder Verzweifelten in die Höhle unter dem Pfarrhaus lockte!?

»Halten Sie mich für einen Psychopathen?«

Pedro blickte überrascht zu dem Loch im Boden hinüber.

»Sie glauben wohl, ich hätte nicht gehört, was Sie die ganze Zeit geredet haben. Die Halle hat eine gute Akustik. Sie haben Jesus viel erzählt.«

Aus dem Loch schaute jetzt der Kopf eines Mannes heraus. In den kurzgeschnittenen silbergrauen Haaren hingen kleine Lehmbröckchen und Steinchen. Mit der Hand wischte er über sein verschwitztes, von Staub bedecktes Gesicht, auf dem die Falten helle Furchen zeichneten. Nur an dem weißen, jetzt stark verschmutzten Stehkrägelchen konnte man erkennen, daß auch dieser Mann ein Geistlicher war.

»Sie sind ja schon wieder in ihrem besten Schwarzen in den Berg gestiegen, Padre«, rügte Padre Pedro sanft, »Matilda wird schimpfen, wenn sie die Sachen reinigen muß. Warum ziehen Sie nicht den Blaumann an?«

»Ich habe nicht mehr viel Zeit. Mit 67 achtet man nicht mehr auf die Mode.« Der alte Mann blickte streng zu ihm herüber.

Wenn er sprach, hatte er die Angewohnheit, zwischen einzelnen Sätzen unverständlich vor sich hin zu murmeln, als würde er die Worte zur Probe flüstern, bevor er sie laut aussprach.

»Matilda sieht das anders. Sie muß ihre schmutzige Kleidung waschen.«

»Bitte Padre, ärgern Sie mich nicht.« Padre José verschwand wieder im Loch. »Ich werde ihnen was zeigen. Kommen Sie näher«, ertönte es dumpf hinter der Couch.

Der junge Priester erhob sich. »Lassen Sie mich endlich ihre Höhle besichtigen?«

»Nie«, antwortete die Stimme von unten, »Sie haben mir geschworen, diesen Ort nie zu betreten. Vergessen Sie das nicht!«

»Keine Angst! Ich breche keinen Schwur«, beruhigte ihn Pedro. Er blickte von oben in die Kammer. Der Boden war mit Geröll bedeckt und an den Seiten lag Schutt aufgehäuft. Ihm wurde schwindelig, als er hinunter sah. Seine Beine zitterten. In Sekunden bedeckten Schweißperlen seine Stirn. Sein Atem ging hastiger. Unsicher trat er einen Schritt zurück und hielt sich am Couchtisch fest, weil er fürchtete, hinzufallen.

Josés Kopf tauchte wieder auf. Seine kräftigen Hände schoben ein dickes, in Leder gebundenes Buch über den Holzrand. »Hier sehen Sie. Ich habe vor einigen Wochen ein Tagebuch gefunden.«

»Davon haben Sie mir ja gar nichts gesagt ...« Pedro kniete neben dem Kopf des Kollegen.

»Sie nehmen mich ja doch nicht ernst.« Der alte Priester murmelte etwas. »Jetzt habe ich nicht nur ein paar vage Hinweise aus der Kirchengeschichte. Es ist das Tagebuch von Padre Clemens, der 1470 den Schatz versteckt hat. Er schrieb in Latein. Ich übersetze: ... die Menschen fürchten sich. Immer wieder kommen die Piraten und überfallen unser Dorf. Mauern. Türken. Sie töten die Männer. Rauben die Frauen und die Schätze. Die starken Tore der Kirche halten dem Sturm der Barbaren noch stand. Wie lange noch? Ich, Padre Clemens, habe die Reichtümer des Herrn mit in mein Haus genommen ...«

Zittrig fuhren die Finger des Alten über die verschnörkelt geschriebenen Wörter. Padre Pedro beugte sich über den Kollegen, dessen Kopf sich während des Lesens über dem Buch von links nach rechts und wieder zurück bewegte.

»... in den Oliventank unter der Halle habe ich ein Loch geschlagen. Anschließend habe ich an der rechten Seitenwand einen Tunnel gegraben ... Er befindet sich etwa zwanzig Fuß zur rechten Wand des Pfarrhauses. Dann habe ich den Tunnel wieder geschlossen.«

Die schwieligen Finger von Padre José blättern einige Seiten weiter. Ab und zu streifen sie die Nase des Priesters, der sich mit dem Kopf dicht über das Buch beugte. Dann schüttelte er unwillig den Kopf.

»... hier steht weiter: Anno 1470 wurde der Schatz vergraben von Padre Clemens.« Josés Stimme wechselte zwischen undeutlichem Murmeln und klaren Sätzen. »Ich bin kurz vor dem Ziel. Freuen Sie sich, Pedro, freuen Sie sich mit mir!? Oder wollen Sie weiter über meine verrückte Schatzsuche spotten? Bald können wir endlich die Kirche renovieren. Geld nach Rom schicken. Was wird der Heilige Vater glücklich sein.«

Er blickte zu Pedro hoch. Der junge Geistliche sah ein Lächeln unter der Staubschicht auf dem Gesicht des Alten.

»Rom kann davon mindestens einen neuen Mercedes kaufen«, sagte er und blickte sich zu der Jesusfigur um: »Stimmt's Meister?«

Padre José klatschte ein paar Mal in die Hände, als hätte gerade ein Pianist mit Bravour eine Partitur beendet. »Sie sind ja wie immer ein ganz kritischer Geist«, rief er Pedro zu und lachte, »Sie hätten Politiker werden sollen.«

Josés Kopf verschwand im Loch. Kurz schoben sich seine Hände noch einmal hervor, winkten Pedro wie bei einem Puppenspiel zu, tasteten nach der alten Schrift, klappten das Buch zu und zogen es in die Tiefe.

»Mit eiserner Disziplin und dem Glauben an Gott löst man jedes Problem«, klang es dumpf von unten. Padre Pedro kehrte zu seinem Schaukelstuhl zurück. Wieder begannen die monotonen Schürfgeräusche. Er setzte sich und sah zum Fenster, wo die Menschen vorübergingen. »So viele nette Leute«, rief er zu dem Loch hinüber, »aber einer von ihnen ist ein Mörder.«

* * *

Graue Wolken hingen vor den Bergen im Süden des Tals. Nebelschleier schwebten über den Häusern. Der Asphalt der Straße und der Sandstein der Gebäude waren noch kalt und feucht. Sonnenstrahlen verwandelten dort, wo sie den Dunst durchdringen konnten, die erdfarbenen Dächer in glänzende Kupferflächen. In den Straßen herrschte Ruhe. Gelegentlich knatterte ein Motorrad durch die Gassen. Die meisten Bewohner gingen erst später zur Arbeit. Nur wer in der Hauptstadt oder in einem anderen, weiter entfernten Ort arbeitete, war schon früh auf den Beinen.

Juan fuhr auf seiner Vespa vor dem Laden des Weinhändlers Ramon vor. Die Fensterläden des Hauses an der Calle Estrella waren noch geschlossen. Sein Arbeitstag begann jeden Morgen um Sieben. Sein Chef verlangte, daß er den Laden putzte und aufräumte, bevor das Geschäft geöffnet wurde.

Der 15jährige blickte zum Nachbarhaus hoch. Dort, hinter den Fenstern im ersten Stock, wohnte Clara. Ein Mädchen, so alt wie er selbst und so schön, daß kaum eine Stunde verging, ohne daß er an sie dachte und sich vorstellte, mit ihr zu schlafen. Wenn sie es nur tun würde!

Wo blieb sie nur? Sie trafen sich jeden Morgen hier, bevor sie zur Schule ging. Er zog einen großen, rostigen Schlüssel aus seiner Hosentasche, ließ sich Zeit dabei, die Tür zum Laden aufzusperren. Immer wieder schaute er verstohlen zur Haustür nebenan.

»Da bist du ja endlich«, hörte er plötzlich eine Stimme von oben. Sie stand im Fensterrahmen. »Deinetwegen komme ich jetzt zu spät zum Unterricht. Hast du dich verschlafen?«

»Tut mir leid«, sagte er.

»Und jetzt soll ich Dir wohl eine Entschuldigung schreiben?«

Er streckte ihr lachend die Zunge heraus.

»Du bekommst zur Strafe kein Frühstück.«

Das Mädchen verschwand im Zimmer. Juan wartete bis Clara durch die Haustür trat. Sie gab ihm einen Kuß und reichte ihm ein Brot, dick belegt mit Serranoschinken, und rannte mit einem Lachen und wehendem Rock die Gasse hinunter in Richtung der Plaza.

Juan blickte ihr enttäuscht nach, bis sie um eine Ecke gebogen war. Wenigstens hätte sie ihm noch einen Abschiedskuß

geben können! Er öffnete die Tür zum Ladenlokal und tastete sich durch den dunklen Raum. Der Lichtschalter befand sich am anderen Ende der Weinhandlung neben der Tür zur Privatwohnung seines Chefs. Es störte ihn nicht, denn er kannte jeden Winkel des Geschäfts. An der linken Seite stand die Theke aus Pinienholz, davor einige Hocker. An beiden Seiten des schmalen, weit nach hinten in das Gebäude hineinreichenden Raumes standen bis unter die Decke Regale. Hier lagerten die Weine aus Rioja und heimische Lagen aus Binissalem in Griffhöhe. Für die billigen, manchmal wie Essig schmeckenden Weine mußte man sich bücken; je besser der Tropfen war, desto höher das Regal, in dem er lag. Für die teuersten Flaschen mußte man die Leiter hochsteigen. Ganz oben, direkt unter der Balkendecke, lagen die gerade noch verkäuflichen Schätze. Zwar war die Luft dort am wärmsten und somit nicht gut für die Lagerung der Weine, aber Ramons Angst, bestohlen zu werden, ließ ihn die einfache Regel fachmännischer Lagerung vergessen. Die besten Weine verwahrte der Händler in einem kleinen Keller unterhalb seiner Wohnung, der schon seit Jahrhunderten als Vorratsraum genutzt und durch ein schweres Eisengitter mit riesigen Schlössern vor Dieben sicher war. Auf diese Schätze war der Händler besonders stolz. Aber nie zeigte er jemandem die Flaschen. Er prahlte immer nur mit seinem Besitz. Er sammelte Weine, die aus seinem Geburtsjahrgang 1945 stammten. Jeden Tag stieg er hinunter, um die Flaschen mit einem Wedel abzustauben. Die Stammgäste lästerten, er würde mehr Wert auf die Sauberkeit seiner Flaschen, als auf seine eigene legen.

Juan fröstelte. Hinter den dicken Mauern der Weinhandlung blieb es selbst im Sommer kühl. Sein linker Fuß stieß gegen etwas Weiches. Er tastete mit den Händen danach. Eine Jacke. Dann fühlte er eine Hose. Ein Hemd. Der Chef hatte wohl seine Kleidungsstücke im Raum verstreut. Hat gestern abend mal wieder zuviel getrunken, dachte Juan. Dann wird er ja heute wieder einen Kater und schlechte Laune haben.

Juan arbeitete seit einem Jahr bei Ramon. Der Lehrling kannte alle Gewohnheiten, Laster und Unausstehlichkeiten des Kaufmanns. Er klemmte die Sachen unter den Arm und ging vorsichtig weiter. Er schaltete die Deckenbeleuchtung ein. Ein fahles Licht verbreitete sich im Raum. Ramon sparte Strom und

außerdem glaubte er, daß man so den Dreck nicht sehen würde. Juan sah sich die Kleidungsstücke an. Sie waren vom Chef. Dann streifte sein Blick die Stelle des Bodens, wo er sie gefunden hatte. Ein kleines Rinnsal führte von hier zu einem mannshohen Weinflaß, das auf einem Holzbock stand. Unter dem Messinghahn am unteren Rand des Fasses hing eine Karaffe. Darunter auf dem Boden breitete sich eine große Weinlache aus. Der Wein tropfte mit leisem Plong, Plong aus dem Hahn. Juan stutzte. Wieso lag der Deckel des Fasses auf dem Boden? Er sah hoch und blickte in die weit geöffneten Augen des Weinhändlers.

»Chef? Was machen Sie da?«

Keine Antwort. Ramon stand offensichtlich aufrecht in seinem Weinflaß. Nur der Kopf ragte aus dem Faß heraus, das Kinn lag auf dem Eisenrand.

»Chef«, rief Juan lauter, »Sie sehen aber angeschlagen aus. Haben Sie da übernachtet?«

Der Weinhändler rührte sich nicht. Juan spürte plötzlich Angst. Er ließ das Butterbrot und die Kleidungsstücke zu Boden fallen.

»Was ist, Chef?«

Warum stand Ramon im Faß und sagte kein Wort, starrte ihn nur an? Er trat ein paar Schritte vor und streckte die Hand nach dem Kopf aus. Vorsichtig berührte er das Kinn. Keine Reaktion. Mutiger geworden, schnippte Juan mit zwei Fingern gegen die Nase des Weinhändlers. Das Gesicht von Ramon bewegte sich nicht. Schließlich gab Juan dem Kopf mit dem Handrücken einen leichten Klaps gegen die Stirn. Das Kinn rutschte vom Rand des Fasses, und der Kopf verschwand mit einem Plätschern im Wein.

Juan rannte los.

* * *

Nur ungern betreten die Anwohner von Dolorosa den Park »Marcel Proust«. Das lag natürlich nicht am Namensgeber, mit dem nur wenige außer dem Lehrer der Hauptschule etwas anfangen konnten – eine Verbeugung der Dolorosenser vor ihren

französischen Handelspartnern. Es war ein wildes Gelände. Rosen wucherten in mannshohen Büschen entlang des schmalen Pfads, der den Park teilte. Rhododendron- und Bougainvillea-Büsche reckten sich meterhoch gen Himmel und hüllten ihre Umgebung in düstere Schatten. Selbst die Palmen, Oliven- und Apfelsinenbäume in ihrer Nachbarschaft wirkten kahl.

Früher einmal gehörte das Gelände zum Anwesen eines reichen Bürgers. Vermutlich stände hier längst ein Hotel oder eines dieser klotzigen Einkaufszentren, aber die Eigentümer waren vor vielen Jahrzehnten nach Australien ausgewandert, und niemand interessierte sich für den Besitz. Die ehemals prachtvolle Villa verfiel mit der Zeit und litt unter dem extremen Wechsel von Hitze, Kälte und Feuchtigkeit. An den Persianas, den Holzblenden, blätterte die grüne Farbe ab und das Holz begann, bröselig zu werden, wie an vielen anderen Herrschaftshäusern in der Gemeinde, deren Erhaltung sich kaum noch jemand leisten konnte. Man erzählte sich, der Teufel würde in der Villa wilde Orgien feiern.

Die Gemeindeväter lehnten es ab, den Park ohne Einwilligung der Besitzer, pflegen zu lassen. Nur kurze Zeit hatten sich die Gärtner des Ortes vor Jahren um das Grün gekümmert, nachdem sich die Bewohner an der Calle Estrella über den Schandfleck aufgeregt und die Lokalzeitung wochenlang für Schlagzeilen gesorgt hatte. Schon bald stellten die Gärtner die Arbeit wieder ein. Seitdem nannte man den Park »Die grüne Hölle«, und selbst die Polizisten gingen nur zu mehreren hinein, wenn sie alarmiert wurden.

Kommissarin Paloma Galindo Tobal lief über den schmalen Weg durch den Park. Der Nebel hielt sich besonders lange zwischen den Sträuchern und Hecken. Dornen der Rosenbüsche verhakten sich immer wieder in ihrer Kleidung.

Die junge Frau achtete nicht darauf. Ihr machte diese düstere Stimmung nichts aus. Sie hatte den Weg gewählt, weil er der kürzeste zum Haus des Weinhändlers Ramon war. Antonio Herrera, der Inspektor, hatte sie darüber informiert, daß man den Händler tot aufgefunden hatte.

Noch ein Toter! Paloma überlegte, ob sie in der Hauptstadt nicht doch auf Verstärkung drängen sollte. Es würde vergeblich sein. Sie wischte mit der Hand eine Haarsträhne zur Seite, die ihr der Wind ins Gesicht wehte.

Sie fragte sich, ob sie die Zwangsversetzung nach Dolorosa hätte verhindern können. Vermutlich wollte jemand hinter ihrem Rücken Karriere machen! Da kam die Geschichte in Dolorosa wohl gerade recht.

Der Fall, den es zu klären galt, sah zunächst harmlos aus. Moreno, ein Straßenbahnfahrer, war in seinem Bahnwagen tot aufgefunden worden. Unfall oder Mord – diese Frage sollte sie beantworten. Es ärgerte sie, daß ihr Vorgesetzter sie überhaupt hierhergeschickt hatte. Das war kein Fall für die Policia Nacional, sondern für die Gerichtsmediziner. Die würden in den nächsten Tagen die Todesursache feststellen. »Der Terror der ETA. Zu viele Morde. Versuch', dort schnell und allein klarzukommen«, hatte ihr Chef gesagt, »sobald wir Luft haben, schick' ich dir ein paar von unseren Hengsten«. Er grinste sie an.

Jetzt kam Bewegung in die Geschichte, und sie konnte sich nur auf die Mitarbeiter aus Dolorosa stützen, deren größte Leistung im Verlauf ihrer Dienstzeit darin bestanden hatte, einen Trickbetrüger in die Hauptstadt zu überführen. Er hatte sich als Polizist ausgegeben und sich so vor allem bei älteren Leuten Einlaß zu den Wohnungen verschafft und Geld und Schmuck geraubt.

So früh am Morgen neigte Tobal zu schlechter Laune. Sie haßte es, vor dem gewohnten Weckerklingeln aus dem Bett geholt zu werden. In den Minuten nach dem Aufwachen fühlte sie sich immer verkrampt, verängstigt und zu keinem klaren Gedanken fähig. Oft träumte sie nachts wilde Geschichten, in denen sie immer das Opfer war. Sie so abrupt zur Arbeit zu zwingen, war eine Todsünde. Ein Mord war die einzige Entschuldigung, die sie akzeptierte. Der Schlaf war ihr wichtig. Für ihr Aussehen. Und als Nervennahrung für ihre Arbeit in dieser verdammten Männerwelt der Polizei.

Chefin einer Mordkommission zu sein, war ein Kamikazejob. Etwa so, als würde sie als einzige Frau mit einem Männerkegelclub aus Deutschland nach Mallorca reisen und eine Woche am Ballermann in Arenal verbringen. An ihrem ersten Arbeitstag hatten ihre neuen Kollegen in der Mittagspause darüber gesprochen, daß Frauen eigentlich nur im Kinderzimmer, in der Küche und manchmal im Bett zu ertragen wären.

Plötzlich splitterten hinter ihr Zweige. Irritiert blickte sie sich um. Brutale Augen! Hände griffen von der Seite nach ihrer

Kehle und rissen Tobal zu Boden. Jemand warf sich auf sie und preßte ein Bein zwischen ihre Schenkel. Sie spürte warmen, feuchten Atem auf ihrer Haut. Fettige Lippen drückten sich auf ihren Mund. Sie versuchte, den Kopf wegzudrehen und sich unter dem Körper herauszuwinden. Er war so schwer, daß sie kaum noch Luft bekam. Es gelang ihr, eine Hand zu befreien. Sie drückte den schwitzenden Kopf hoch. Dann setzte sie mit ihrer Stirn nach. Schlug, so kräftig wie es ihr in der Lage möglich war, gegen die Nase. Das Gesicht zuckte schmerzverzerrt zurück. Der Körper versuchte, sie an ihren Haaren nach hinten zu reißen. Doch der Knoten, der ihr langes Haar bändigte, löste sich und verschaffte ihr die Sekunde Zeit, die sie benötigte. Ein Reflex. Tobals zweite Hand schnellte empor. Zwei Finger, wie Stacheln ausgestreckt, fuhren dem Mann in die Augen.

Er schrie auf vor Schmerz, wälzte sich von ihr herunter und erhob sich torkelnd. Bevor er sich aufgerichtet hatte, war sie auf den Beinen und trat ihm mit voller Kraft in den Unterleib. Mit einem röchelnden »Oooch« sank er wie ein altes Gebäude nach der Sprengung in sich zusammen, die Hände vor sein Geschlecht gepreßt, als könne er es vor weiteren Schlägen schützen. Ein zweiter Tritt gegen den nach vorn kippenden Kopf machte ihn kampfunfähig.

Tobal zog den leblos am Boden liegenden Körper zur Seite. Sie riß den Ledergürtel aus seiner Hose und fesselte die Hände damit an den nächsten Baum. Dann zog sie ihm die Hose aus, drehte den Stoff zu einem Strang, schlang ihn zweimal um Hals und Baum und knotete die beiden Enden so fest zusammen, bis sie sicher war, daß sich der Mann nicht befreien konnte.

Erst jetzt atmete sie tief durch und entspannte die Muskeln. Verächtlich betrachtete sie das verschnürte Bündel, drehte sich angewidert ab und schlug sich im Gehen den Staub aus dem Kostüm. Sie knöpfte sich auch die nun nicht mehr ganz so saubere Bluse zu, die sich beim Kampf geöffnet hatte. Ihre Strümpfe waren zerrissen, und Paloma zog sie aus und steckte sie in die Tasche ihrer Jacke. Sie mußte sich beeilen, zum Haus des toten Weinhändlers zu kommen.

* * *

Vor der Weinhandlung Ramon standen mehrere Beamte der Policía Local und rauchten Zigaretten. »Haben Sie nichts zu tun?« fragte Tobal. Die Männer sahen sie gelangweilt an.

»Sie dürfen sich jetzt was bewegen«, fuhr sie die Polizisten an. »Ich bin überfallen worden!«

Die Hände der Männer fuhren wie auf ein Kommando zu den Pistolentaschen an ihren Hüften. »Zu spät«, sagte sie, »ich hab' das schon erledigt. Holen Sie den Körper im Park ab. Er hängt an einem Baum am Weg«. Die Polizisten rannten los.

»Ruft den Arzt an«, rief sie ihnen nach, während sie die Tür zur Weinhandlung öffnete, »er hat eine Augenverletzung und kaputte Eier«.

Inspektor Antonio Herrera begrüßte sie.

»Wer hat den Toten gefunden?« fragte Paloma, ohne auf den entsetzten Blick ihres Mitarbeiters zu achten.

»Der Junge da«, stammelte Herrera.

Sie ging zu dem Lehrling hinüber und setzte sich mit ihm an einen Tisch in einer Ecke der Weinstube. »Erzähl mir einfach mal von Anfang an, was passiert ist«, sagte sie und lächelte dem Jungen freundlich zu.

»... nur sein Kopf ragte aus dem Faß. Ich dachte, der macht einen Scherz. Als der Kopf ins Faß rutschte, merkte ich erst, daß mit ihm was nicht stimmt. Da bin ich abgehauen ...«, erzählte Juan.

Während Tobal ihn befragte, beobachtete sie aus den Augenwinkeln ihre Kollegen bei der Arbeit. Herrera und zwei Polizisten der Policía Local standen auf Schemeln vor dem Weinfuß. Die Männer waren so klein, daß sie kaum über den Rand sehen konnten. Sie reckten sich, dicht an das Holz gepreßt, auf Zehenspitzen hoch und diskutierten, wie sie den Toten am besten aus dem Faß herausholen könnten.

»Der ist gefesselt. An den Füßen ...«, meinte der Inspektor.

»Vergessen Sie nicht, Fotos von der Lage der Leiche zu machen«, rief ihm Tobal zu. »Und zwar bevor sie ihn rausholen! Sprechen Sie alle Beobachtungen in ihr neues Diktiergerät. Haben Sie's dabei?«

»Si. Kollegin, klar«, versicherte der Beamte. Er rief zwei Kollegen zur Verstärkung. Dann baute er einen Turm aus einem großen Stuhl und einem Hocker. Vorsichtig kletterte er hoch. Die vier Polizeibeamten stützten ihn, als er schließlich von sei-

nem wackeligen Podest auf das Faß kletterte. Dann stand der kleine, dicke Mann breitbeinig auf dem Rand des Fasses und sah von oben auf den Toten hinab. »Er ist an den Händen gefesselt. Die stecken zwischen den Beinen.«

»Die Fotos nicht vergessen!«

Tobal wandte sich wieder dem Jungen zu. »Trinkst du auch gern mal einen Schluck?«

Sie nickte mit dem Kopf zu den Regalen hin, wo mehrere mannshohe Fässer standen. Vielleicht hatten Chef und Lehrling ja gestern zusammen getrunken und es war zu einem Streit gekommen?

Juan sah sie gelangweilt an. »Schmeckt mir nicht. Ich trinke keinen Alkohol.«

»So schlecht, das Zeug?«

»Nein. Ist sauberer Landwein. Die Leute, die hier in der Umgebung wohnen, kaufen ihn direkt aus dem Faß. Er wird in Karaffen abgefüllt.«

»Und was war gestern abend hier los?«

»Weiß nicht«, sagte Juan, »ich bin früh weg. Ich war mit Clara im Kino.«

»Clara?«

»Meine Freundin.«

»Mußtest du nicht aufräumen?« Tobal wies mit dem Kopf zu den Weinkisten und Paketen, die vor dem Regal standen.

»Das machte der Chef lieber selbst. Er hat immer Angst, daß ich den Wein in das falsche Regal einräume. Der traut niemandem.«

»Aber irgendjemandem hat er wohl gestern nacht die Tür geöffnet.«

»Haaaa!« Inspektor Herrera balancierte auf dem Faß und drohte herunterzufallen. Die Polizisten griffen nach seinen Beinen und hielten sie fest. Er tastete zittrig nach der Kamera in seiner Jackentasche. Je zwei Polizisten drückten seine Füße auf den Rand des Fasses, und wann immer er seine Position verändern wollte, gab Antonio genaue Anweisungen, wie sie seinen Fuß zu bewegen hatten. »So, jetzt meinen rechten Fuß. Laangsam! Gaanz langsam! vorwärts schieben. Und jetzt den linken. Laangsam!«

Mit gewagten Verrenkungen beugte er sich über den Toten unter ihm und fotografierte. Als er fertig war, nahm er das Dik-

tiergerät und begann seinen Bericht: »Die Leiche schwimmt mit angewinkelten Beinen im Wein. Der Kopf ist unter Wasser, lata – quatsch, unter Wein. Äh, im Wein. Die Augen sind geöffnet. Der Mund auch. Der Kopf ist kurz unter der Oberfläche des Weins. Der Oberkörper ist bekleidet mit einem T-Shirt mit der Schrift ...«, der Inspektor legte seinen Kopf zur Seite und machte auch noch mit dem Oberkörper eine Drehung, um die Schrift besser lesen zu können, »... ah ja, *Batman*, rote Schrift. Die Hände sind mit einem Strick zusammengebunden. Sie sind gefaltet. Wie beim Gebet. Die Hose ist grau. Die Beine sind oberhalb der Fußknöchel mit einem Seil zusammengebunden. Der Mann trägt noch Schuhe, ja, ich glaube, rote, nein, braune Sandalen. Sonst keine Gegenstände im Faß. Der Wein ist ein guter, trockener Weißwein aus Binissalem. Ich trinke diesen Wein selbst auch sehr gerne. Ein sauberer Wein. Man kann abends ein Paar Liter trinken und hat morgens keinen dicken Kopf ...«

»... hören Sie auf, Inspektor«, unterbrach ihn Tobar, die Antonio bei seiner Aktion beobachtete, »Sie sollen nicht ihre Lebensgeschichte erzählen. Nur alle wichtigen Beobachtungen. Alle für den Fall wichtigen! Verstehen Sie!? Es interessiert niemanden, mit welchem Wein Sie sich in ihrer Freizeit betrinken.«

Inspektor Herrera sah sich enttäuscht zu ihr um. Man merkte, die Neue kam nicht aus Dolorosa. Für einen echten Dolorosenser wie ihn war es wichtig zu wissen, welchen Wein jemand trank. Sage mir, welchen Wein du trinkst, und ich sage dir, welcher Gesellschaft du angehörst, hieß ein Sprichwort seines Vaters. Die Menschen brauchten ihre kleinen Regeln, um mit dem Leben besser fertig zu werden. Aber wie sollte eine Frau, erst recht eine aus der Hauptstadt, das schon verstehen, dachte er verächtlich. Die sprach ja nicht mal Dolorosenser Dialekt. Und wie die aussah! Wie eine aus der Großstadt. Immer im Kostüm. Trägt sogar im Dienst einen kurzen Rock. Schaut aus wie ein Filmstar. Und dann noch das süße Parfüm. Eine komische Kollegin. Manchmal richtig aufreizend. So eine kann man ja nicht richtig ernst nehmen. Höchstens als Frau.

Vorsichtig kletterte Antonio, gestützt von den Polizisten, vom Faß herunter.

Tobar setzte die Befragung des Lehrlings fort. Er erzählte ihr von den Gewohnheiten seines Chefs: »Er packte oft nach La-

denschluß die Waren aus. Hatte Ruhe und konnte selbst auch einen schlucken. Unbemerkt von seiner Frau. Ein paar Gläschen, manchmal auch ein paar Flaschen Wein.«

»War er gestern abend mit jemandem verabredet?«

Juan hob die Schulter.

»Hatte jemand Schulden bei ihm?«

»Viele. Die meisten von den Stammgästen. ›Wer bei mir Schulden hat, kauft nirgendwo anders seinen Wein‹, meinte er.«

»Wie hoch sind die Schulden von den Leuten?«

»Limit waren 250.000 Peseten. Wer dann nicht zurückzahlte, kriegte Ärger.«

»Das ist doch viel Geld. Für normale Menschen zwei Monatslohn«, wunderte sich Paloma.

»Ja. Aber wenn es nicht zurückgezahlt wurde, wurde Ramon böse. Er pfändete auch in der Wohnung eines Schuldners. Wenn jemand Antiquitäten besaß, nahm er sie mit und schleppte sie in die eigene Wohnung. Da sah es manchmal aus wie im Trödelladen.«

»Die Leute ließen sich das gefallen?«

»Die hatten Angst. Ramon nahm ihnen auch nicht alles ab. Er ließ immer noch eine ordentliche Summe offen, damit die Schuldner weiterhin bei ihm den Wein kauften.«

Die Kommissarin beendete das Verhör des Jungen und bedankte sich. Sie sah, daß auch der Inspektor und seine Helfer mit ihrer Arbeit fast fertig waren. Sie hatten nach lautstarker Beratung beschlossen, das Faß mit dem Toten darin zum Kommissariat zu transportieren. Zehn Polizeibeamte schleppten das Beweismittel durch die Tür hinaus auf die Straße und hoben es auf einen Kleinlastwagen der Straßenreinigung. Tobar amüsierte sich über das umständliche Verfahren. Schließlich fuhren drei Streifenwagen und zwei Motorradfahrer der Policía Local und ein Dienstwagen der Guardia Civil mit Blaulicht und Sirenen hinter einem LKW her, auf dessen Laderampe ein toter Weinhändler in einem mit Wein gefüllten Faß schaukelte. Langsam kurvte die Kolonne durch die Straßen. In jeder Kurve schwappte ein wenig Wein aus dem Faß und der Kopf des Toten wippte für Sekunden über den Rand, als wollte er den Passanten, die staunend am Straßenrand standen, einen Blick gönnen.

Tobal blieb allein in der Weinhandlung zurück. Sie schickte den Lehrling nach Hause und wandte sich an die Ehefrau und die Tochter des Toten. Sie standen schon seit über einer Stunde, die Körper ängstlich aneinandergedrückt, im Türrahmen zu ihrer Wohnung und beobachteten die Arbeit der Polizisten.

»Ist ihnen in der Nacht etwas aufgefallen?« fragte die Kommissarin. Die Mutter, eine etwas dickliche Frau, schüttelte den Kopf.

»Und du?« Tobal wandte sich der Tochter zu. »Nein. Ich habe nichts gesehen.«

»Was hast du gestern Abend gemacht?«

»Ich bin um zehn Uhr schlafen gegangen.«

»Heute morgen hat uns die Polizei aufgeweckt!, sagte die Mutter.

«Und Sie haben nichts gehört?«

»Nein. Selbst wenn er einen Streit gehabt hätte.«

Tobal sah die Frau skeptisch an.

»Die Wände sind über 400 Jahre alt. Richtig dick und stabil eben, wie damals gebaut worden ist.«

»Ist ihr Mann nicht noch mal nach hinten gekommen?«

»Nein! Manchmal hat er die ganze Nacht im Laden verbracht. Manchmal ist er da eingeschlafen, wenn er zuviel getrunken hatte.«

Das Mädchen weinte wieder.

»Hast du auch nichts gemerkt?« fragte Tobal.

»Lassen Sie sie doch«, bat die Mutter, »Renata ist doch erst neun.«

Tobal streichelte dem Mädchen über den Kopf und verabschiedete sich. Ein Mord ohne Zeugen und Motiv, dachte sie. Ein Mord mit der Handschrift eines Wahnsinnigen. Und keine Spur, verdammt!

»Suchen Sie nicht lange nach dem Mörder«, rief die Frau hinter ihr her, als sie schon den Ausgang der Weinhandlung erreicht hatte. »Er hat den Tod verdient.«

Die Polizistin blieb im Türrahmen stehen. »Wie meinen Sie das?«

Die Frau sagte leise. »Er war kein guter Mensch.«

* * *

Wie so oft empfand Padre Pedro auch heute die Dunkelheit als eine Finsternis Gottes. Er fühlte sich eingesperrt wie der Hund eines Touristen, der im Frachtraum eines Flugzeugs transportiert wird. In seiner Beichtstuhlzelle war von Wand zu Wand ein Brett montiert, auf dem er sitzen konnte. Vor ihm, auf einem kleinen Ecktisch, lag eine Bibel und darunter eine Illustrierte, in der sein Kollege gern blätterte, während er auf den nächsten Sünder wartete. In der Nachbarkabine war ein Brett etwa zwanzig Zentimeter über dem Boden befestigt; auf diesem kniete der Beichtwillige. Wenn Priester und Gläubige miteinander sprachen, lehnten ihre Köpfe an einem engmaschigen Holzgitter. Vor den Eingängen zu den Zellen, die zur Front des Mittelschiffs hin ausgerichtet waren, hingen schwere Brokatvorhänge, die das Sündenbekenntnis für alle Außenstehenden dämpfte.

Diese Finsternis macht depressiv. Padre Pedro massierte sich die Schläfen in der Hoffnung, daß dadurch der Druck in seinem Kopf etwas nachlassen würde. Die Enge eines Beichtstuhls bedrückte ihn. Gelegentlich flüchtete er, getrieben von unerträglicher Atemnot, während einer Beichte aus der Kabine. Manche der Kirchenbesucher, die ihn in der Vergangenheit so erlebt hatten, reagierten darauf voller Entsetzen, weil sie annahmen, daß der Priester vor ihren Sünden flüchtete. Sie baten ihn eindringlich um Vergebung, während er mit hochrotem Kopf vor ihnen stand und nach Luft rang.

Vielleicht lache ich so selten, weil ich die Atmosphäre in der Kirche nicht ertragen kann? Oder lag es vielleicht doch daran, daß ihm Padre José immer häufiger die seelsorgerischen Aufgaben überließ und nur noch selten seinen Platz im Beichtstuhl einnahm?

Er dachte an seine Studienzeit zurück. Der Wunsch, wieder in den Schutz des Klosters und der Universität zurückzukehren, die er so viele Jahre besucht hatte, wurde immer stärker. Er sehnte sich nach dem Lachen und Scherzen seiner Kommilitonen, nach der Leichtigkeit ihrer Diskussionen über Gott und den Teufel. Mit Padre José konnte er solche Gespräche nicht führen. Der alte Priester war zu dogmatisch, ja geradezu verbissen in Glaubensfragen.

Pedros Blick fiel auf die Illustrierte, die der Alte in der Kabine zurückgelassen hatte. Er las die Überschrift und stutzte:

»Nonne flüchtet aus dem Kloster zum Geliebten.« Zaghaft schob er die Bibel ein wenig zur Seite, als könnte er bei der Lektüre einer verbotenen Schrift erwischt werden. Er knipste die kleine Leselampe an.

Eine Schwester, die in einem Kloster in den Bergen lebte, war in einem Müllwagen, zwischen den Küchenabfällen versteckt, ins nächste Dorf geflüchtet. »Die 40jährige Frau«, so las er, »hatte sich auf einem Kongreß in einen Professor verliebt, der einen Vortrag über moderne Computertechnologie gehalten hatte. Ihre Begründung für die Flucht: Sie habe fast 20 Jahre in einem Orden verbracht, dessen Mitgliedern es verboten war, zu sprechen. Als sie ihre Klosterleitung bat, einen Computer mit Internetanschluß anzuschaffen, sei ihr Vorschlag von der Äbtissin als Teufelswerk verdammt worden.

Padre Pedro fragte sich, ob er jemals ohne die Kirche würde existieren können? Vermutlich nicht, er glaubte an seine Berufung zum Priester. Und an Gott! So, wie ein Mensch nur an Gott glauben kann. Selbst in schlimmsten Situationen. Er versuchte, den Gedanken zu verdrängen und begann zu beten: »Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name ...«

Manchmal peinigten ihn nachts wilde Phantasien, und er wachte schweißgebadet auf, weil er die Bilder von nackten Frauen nicht aus seinen Träumen verbannen konnte.

»Verzeih' mir, Gott«, murmelte er, schob den Vorhang der Kabine einen Spalt zur Seite und blickte in das leere Kirchenschiff. Heute schien niemand seinen Beistand zu benötigen. Er lehnte sich zurück und vertiefte sich in ein Gebet: »Ich bekenne Gott, dem Allmächtigen und allen Brüdern und Schwestern, daß ich Gutes unterlassen und Böses getan habe. Durch meine Schuld, durch meine große Schuld ...«

Der Brokatvorhang der Nebenkabine bewegte sich. Für Momente fielen Lichtstrahlen in die Zelle, und durch das Holzgitter sah er das Gesicht einer alten Frau.

»Padre, ich habe gesündigt.«

Er beugte sich vor. »Was hast du getan?«

»Ich bin in der Bar am Plaza gewesen.«

»Das ist keine Sünde, Frau.«

»Ich habe gelästert. Über Frauen. Habe Witze gemacht.«

»Böse Witze?«

»Was macht eine Frau im Raumschiff?« Sie machte eine kurze Pause, als erwarte Sie von ihm die Antwort. Sie hustete. Padre Pedro überlegte. Er wußte mit ihrer Frage nichts anzufangen. Sie fuhr fort: »Putzen!«

»Es ist nicht so schlimm, gelegentlich einen Witz zu erzählen.«

»Oder kennen Sie den? Warum haben Frauen so kleine Hände? – Damit sie auch in den Ecken putzen können.«

»Allerdings sollte man keine Witze erzählen, die Menschen beleidigen.«

»Das meine ich auch, Padre. Und erst recht nicht in meinem Alter. Ich bin doch schon 91.«

Die Alte kicherte. Ihr Atem roch nach Pfefferminz. Schon lange hatte er diesen Duft nicht mehr wahrgenommen. Ob sie vielleicht Pfefferminztee trank? Oder Minztabletten lutschte?

»Kennen Sie den vielleicht? Wohin fliegt der schwule Adler? – Zu seinem Horst! Solche Witze habe ich erzählt. Vergeben Sie mir meine Sünden?«

»Gott wird ihnen verzeihen. Doch Sie sollten in Zukunft vermeiden, Witze zu erzählen, die Menschen verletzen. Es sind die Worte, die unsere Mitmenschen beschämen. Beten Sie fünf *Ave Maria*. Gott sei mit ihnen.«

Mit der rechten Hand zeichnete Padre Pedro ein Kreuzzeichen in die Luft. »Gott, der barmherzige Vater, hat durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes die Welt mit sich versöhnt und den Heiligen Geist gesandt zur Vergebung der Sünden. Durch den Dienst der Kirche schenke er Dir Verzeihung und Frieden. So spreche ich dich los von Deinen Sünden im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.«

»Amen.«

Der Vorhangstoff raschelte.

»Danket dem Herrn, denn er ist gütig.«

Schlurfende Schritte entfernten sich. Die Kirchentür fiel mit einem Knall ins Schloß. Das Echo hallte in den kleinen Kapellen längst des Mittelschiffs wider.

Feierabend, dachte er und schob den Vorhang zur Seite. Er wollte sich gerade aus der Zelle zwängen, als er das Mädchen bemerkte, das sich auf dem breiten Mittelweg zwischen den Bankreihen dem Beichtstuhl näherte. Wenige Meter entfernt, blieb das Kind stehen und sah mißtrauisch zu ihm herüber. Er

kannte das Mädchen. Die Tochter eines Polizisten von der Wache nebenan. Er hatte sie schon oft zusammen mit ihrer Familie im Gottesdienst gesehen.

»Komm näher«, forderte er das Mädchen auf. Zögernd betrat die Kleine den Beichtstuhl. Sie kniete nieder, legte den Kopf an die Gitterstäbe und starrte mit leerem Blick in seine Richtung.

»Was hast du mir zu sagen?« fragte er.

Das Kind schwieg.

»Du brauchst keine Angst zu haben. Gott hilft jedem, der guten Willens ist, seine Sünden zu bereuen. Sage mir, was dich bedrückt.«

»Ich ...«, das Mädchen schlug die Augen nieder, »ich war böse, weil ich Vater und Mutter nicht geehrt habe.«

»Erzähle mir, warum. Hab Vertrauen. Nur Gott hört uns zu.«

»Ich war böse.«

»Wie?«

»Weil ich im Bett mit meiner Mama und meinem Papa gespielt habe.«

Pedro suchte den Blick des Kindes. Er strich die Haare hinter seinem Ohr zurück. »Was ist daran so schlimm?«

»Meine Mami hat gesagt, ich sei böse. Ich hätte Papi verführt. Ich wollte das doch nicht.«

Seine Hände, die er zum Gebet gefaltet hatte, verkrampften sich.

Die Kleine schluchzte. Pedro wollte sie am liebsten in den Arm nehmen und beschützen, und es packten ihn Zorn und Wut und gleichzeitig Verzweiflung.

»Sprich weiter«, flüsterte er.

»Ich verstehe Sie nicht, Herr Pfarrer«, das Kind lehnte den Kopf noch dichter an das Gitter, »können Sie etwas lauter sprechen«.

»Was möchtest du mir noch sagen? Hab keine Angst«, sagte er.

»Hab ich aber! Ich darf es doch niemandem sagen. Das hat Papi verboten. Er will mich ganz weit wegschicken, wenn ich nicht gehorche. Aber ich darf es Gott sagen, nicht? Es tut immer so weh, wenn Papi mich bestraft, weil ich böse war.«

»Was macht er?«

»Er nimmt das Kreuz. Das mit den roten Steinen. Und das steckt er mir ...«

Pedro preßte er seine Hände vor die Ohren. Für Momente hörte nicht mehr, was das Mädchen sagte. Als könnte er das Geständnis des Kindes weit von sich fernhalten, versuchte er sich die Ohren zuzuhalten. Doch leise vernahm er die Stimme des Kindes immer noch.

»Ich wollte das Stäbchen nicht anfassen. Wirklich nicht! Mutti war böse darüber und hat gesagt, der Vati soll mich dafür bestrafen. Das tut so weh. Ich will nie mehr böse sein. Immer, wenn ich zu Papi und Mami ins Bett gehe, muß ich Papi streicheln, weil ihm das Stäbchen so weh tut. Und muß Mutti streicheln. Und dann bestraft mich Papi mit dem Kreuz. Damit Gott verzeiht, sagt er. Lieber Padre, kann Gott mir nicht verzeihen? Ohne Kreuz?«

Pedro zitterte innerlich. Was sollte er dem Kind sagen? Diese Dunkelheit hier! Gott! Gott hilf! Wie kann ich helfen?! Ihm fiel das Atmen schwer. Gott, warum bist du so grausam?

»Padre, hören Sie mich? Padre? Was ist? Kann Gott mir verzeihen?«

Er blickte das Kind durch die Gitterstäbe an. Sie waren beide eingesperrt. In diesem Kasten, der sich Beichtstuhl nannte. Mit ihrem Schmerz allein. Was sollte er sagen? Daß es nicht Gottes Strafe, sondern Teufelswerk war, was da im Schlafzimmer der Eltern passierte? Wie sollte die Kleine das verstehen?

»Gott verzeiht alle Sünden, mein Kind. Und Gott wird dir helfen. Vertrau auf ihn«, flüsterte Pedro. Er faltete seine zitternden Hände zum Gebet. »Gott sei mit Dir. Geh jetzt und denke ganz fest an ihn.«

Das Mädchen bekreuzigte sich und verließ die Kabine. Er schob den Vorhang ein wenig zur Seite und sah ihm nach und rief so laut, daß es in den Kapellen mit vielfachem Echo widerhallte: »Glaube an Gott! Er wird dir helfen. Ganz bestimmt. Wenn dein Papi wieder einmal mit dem Kreuz kommt, bete ein *Vater unser*. Bete ganz laut!«

Vielleicht wird Gott deinen Vater töten, flüsterte er.

* * *